

Thomas Trescher

TOT GESCHWIEGEN

Warum es der Staat Mördern so leicht macht



Edition QVV

anzukreuzen, um ihnen den Ermittlungsaufwand zu ersparen? 37 schickten den Fragebogen zurück, die Hälfte davon sagte: Ja. Von einer „verordneten Vertuschung“ und einer „generellen, extremen Gleichgültigkeit Opfern gegenüber“, vor allem von Polizisten, sprach er im Jahr 2000 im *Spiegel*.

Im Grunde, sagt Brinkmann, sei es ja kein Wunder, dass sich niemand dieses Themas annehmen wolle: Alle hätten damit mehr Arbeit. Und es wäre eine Arbeit, die nicht belohnt würde – denn in der Illusion einer niedrigen Mordrate fühlen sich alle wohl. „Jetzt nehmen wir mal den Fall her, dass sich ein Innenminister des Problems wirklich annimmt. Was wird passieren? Es werden mehr Tötungsdelikte entdeckt, und die Mordrate steigt. In den Boulevardzeitungen steht dann, dass das Land immer krimineller wird und dass der Innenminister dringend handeln muss. Dabei hat er alles richtig gemacht und einfach genauer hingeschaut“, sagt Brinkmann.

Leichen im Keller: Der tiefe Fall Österreichs

Das österreichische Äquivalent zum Hamburger Dachstuhlbrand, der Fritz Honka auffliegen ließ, ist natürlich ein Keller. Am 6. Juni 2011 verlegen Bauarbeiter Rohre im Keller eines Mehrparteienhauses in der Oswaldgasse 1 in Wien-Meidling. Als sie sich Zugang zu einem Abteil verschaffen, das keinem Mieter zugeordnet ist, finden sie dort vier mit Beton gefüllte Wannen – aus einer davon ragt ein verwesender Unterschenkel samt Fuß. In der Gerichtsmedizin wird angesichts der zerstückelten Leichenteile schnell klar: Hier wurde nicht nur ein Toter, sondern zwei Tote einbetoniert.

Im Gegensatz zu Honkas Opfern wird aber zumindest einer der Zerstückelten vermisst: Es handelt sich um einen Eismaschinenvertreter, der einmal mit der Besitzerin des Eissalons „Schleckeria“ liiert war. Das ist aus zweierlei Gründen relevant: zum einen, weil der in der Oswaldgasse 1 beheimatet ist. Und zum anderen, weil der Eissalon plötzlich geschlossen und die Betreiberin verschollen ist, als die Leichen auftauchen. Weshalb die Polizei ein „dringendes Interesse“ bekundet, mit ihr zu sprechen und einen EU-Haftbefehl erlässt. Gesucht wird nach der 32-jährigen Goidsargi Estibaliz C. Sie gilt noch nicht offiziell als tatverdächtig, weshalb sie in den Medien zunächst „Eis-Engel“ genannt wird. Schon am nächsten Tag wird sie in Udine aufgegriffen. Bis heute geistert sie als „Eislady“ durch den Boulevard. Auch hier war es lediglich der Zufall, der zur Klärung eines der bekanntesten Kriminalfälle der vergangenen Jahre führte.

Wie viele Mörder laufen also in Österreich frei herum? Wie viele Leichen Getöteter liegen in den Kellern, auf den Friedhöfen, in Urnen? Unter Gerichtsmedizinern kursiert seit langem eine Weisheit der Wissenden: Würde auf den Friedhöfen nachts eine Kerze für jeden unerkannt Getöteten brennen, die Friedhöfe wären hell erleuchtet.

Aber alles, worüber Bernd Brinkmann in seiner Studie geschrieben hat, gilt für die Bundesrepublik Deutschland und ist zwanzig Jahre alt.

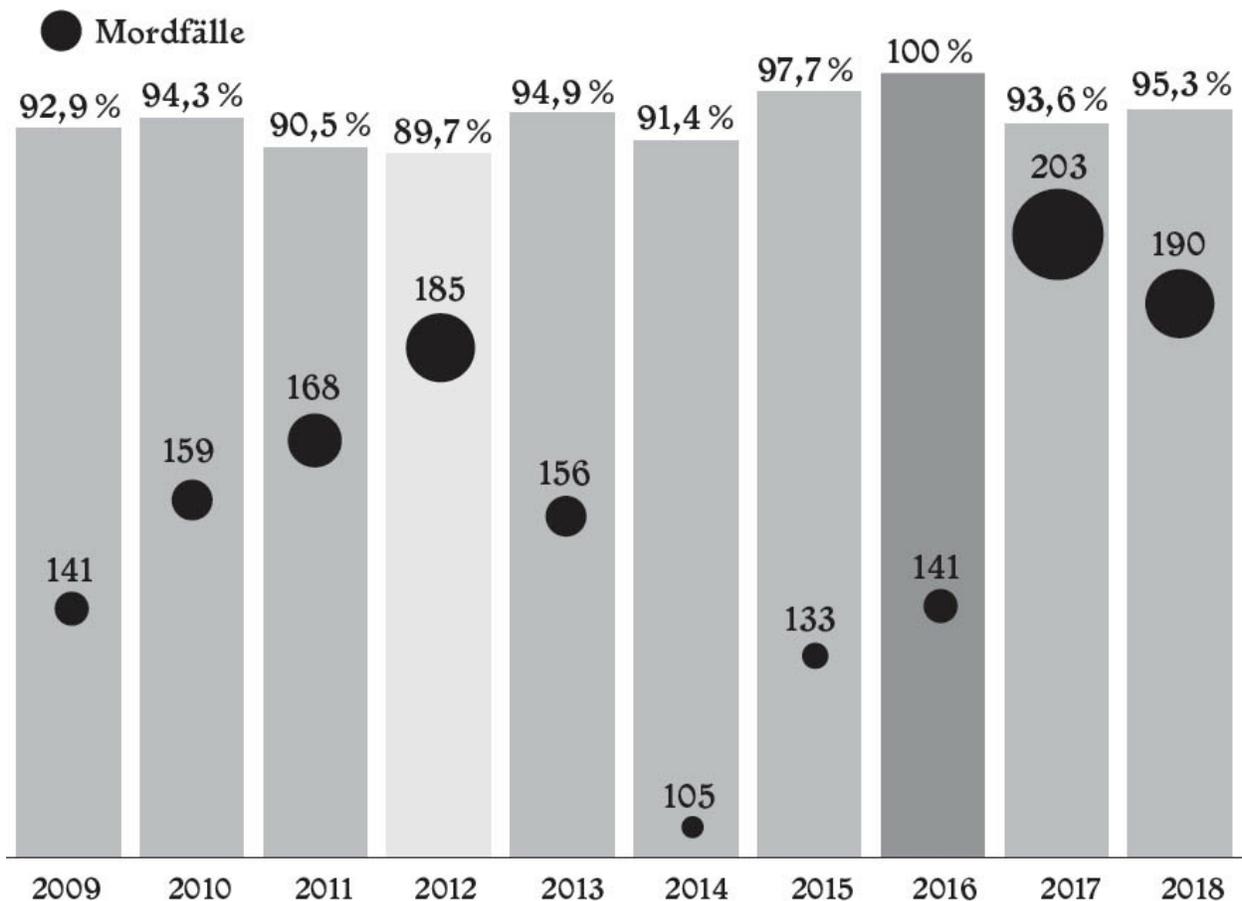
Ist es also legitim, diese Ergebnisse einfach auf Österreich umzulegen? Fest steht zunächst nur: Es gibt in Österreich keinerlei Forschung auf diesem Gebiet. Nach dem Motto: Wo man nicht hinschaut, kann man auch kein Problem finden. Aber es spricht vieles dafür, dass eine entsprechende Studie in Österreich kaum anders ausfallen würde – mittlerweile. Auch dem österreichischen Dunkelfeld kann man sich anhand von Indizien nähern. Hätte man Bernd Brinkmann 1997 gefragt, ob seine Studie auch auf die Situation in Österreich zutrefte, seine Antwort wäre knapp und klar ausgefallen: Nein. Österreich galt als Vorbild, neidisch blickten die Deutschen auf das kleine Nachbarland und dessen hohe Obduktionsrate. Zwanzig Jahre später sagt er: „Es ist exakt so wie in Deutschland.“ Und das bedeutet nichts Gutes.

Offiziell steht Österreich sehr gut da: Das Land rühmt sich seiner hohen Aufklärungsquote bei Mord, in den vergangenen zehn Jahren pendelte diese zwischen 89,7 (im Jahr 2012) und 100 Prozent (2016). In Österreich werde „fast jeder Mörder überführt“, sagte der ehemalige Innenminister Herbert Kickl bei der Präsentation der Kriminalstatistik;

wenige Wochen, bevor er im Mai 2019 aus dem Amt entlassen wurde.

Vermutlich irrte er. Der 2018 verstorbene deutsche Kriminalist Armin Mätzler schrieb schon im Vorwort seines Standardwerks „Todesermittlungen“: „Die Probleme liegen nicht dort, wo es darum geht, einen Mord zu bearbeiten, sondern dort, wo es gilt, ihn zu erkennen!“ Die Aufgabe, einen Mord zu erkennen, haben jene, die zuerst am Auffindungsort der Leiche eintreffen. Bei Leichen, die im öffentlichen Raum gefunden werden oder in Wohnungen liegen, ist das oft die Polizei. „Wenn aufgrund der Verwesung oder anderer Umstände nicht klar ist, woran die Person gestorben ist und ob Fremdverschulden vorliegt, kommt die polizeiliche Kommission“, erzählt Chefinspektor Ewald Schneider, Ermittlungsbereichsleiter für Leib und Leben in Wien. Die Kommission besteht aus einem Polizeijuristen, einem Polizeiarzt und einem Kriminalbeamten. Sie sollen klären, ob ein Fremdverschulden vorliegt oder nicht. „Da gehört dazu, ob die Tür versperrt war, die Umstände des Opfers, die Auffindungssituation selbst – gibt es Blut- oder Kampfspuren?“, sagt Schneider. Danach wird entschieden, ob ein Verdacht vorliegt und obduziert wird – bei drei Viertel der jährlich 500 bis 600 Kommissionierungen in Wien wird eine Obduktion angeordnet, sagt er.

Aufklärungsraten bei Mordfällen



Wie gut das System funktioniert, ist umstritten. Vielleicht ist es eine Berufskrankheit von Gerichtsmedizinerinnen, kein allzu positives Menschenbild zu haben. Wahrscheinlich trifft dasselbe auf eine gewisse Neigung zum Sarkasmus zu. Ein Kaffeehaus in der Wiener Innenstadt, zwei Gerichtsmediziner und eine simple Frage: Welchen Anteil hat die Polizei daran, dass Tötungsdelikte nicht erkannt werden? „Wenn Sie jemanden am Wiener Gürtel erschießen, ihm den Kopf abschneiden und einen Zettel mit dem Wort ‚Rache‘ dazulegen – dann erkennt es auch die Polizei als Mord, dann wird der gerichtlich obduziert“, sagt der eine. Sein Kollege lacht, nickt mit dem Kopf. Obwohl das in dem Fall eigentlich gar nicht mehr nötig wäre, wirft er ein.

Es gebe zum einen manchmal die Absicht, dass eine Sache nicht weiterverfolgt wird, und dann gäbe es „... ich suche ein nettes Wort für Unfähigkeit“. Es habe Fälle gegeben, da habe er sich gefragt: „Sind die so deppert, oder stellen sie sich nur so?“ Dazu komme noch etwas Drittes: „Faulheit – je weniger man untersucht, desto weniger Arbeit hat man. Je mehr man untersucht, desto mehr Probleme tauchen auf. Man hat ein geschöntes Bild von verschiedenen Berufsgruppen. Aber die Menschen sind immer gleich.“

Die Mordermittler sehen das freilich ganz anders: „Ich wage zu behaupten: Das Netz ist dicht, da kann nichts passieren“, sagt Schneiders Kollege Dietmar Berger, stellvertretender Leiter des Ermittlungsdienstes. Zumindest in Wien komme es kaum vor, dass Tötungsdelikte übersehen werden, sagt er.

Dennoch startete Anfang des Jahres in Wien ein Pilotprojekt, bei dem automatisch eine Tatortdokumentation vorgenommen wird, sobald die Polizei von einem Todesfall erfährt – auch wenn zunächst kein Verdacht auf Fremdverschulden besteht. „Da wird die Tatortgruppe zur Kommission hinzugezogen, das sorgt für zusätzliche Sicherheit und dient zur Entlastung der Mordermittler“, sagt Schneider.

Die Arbeit der Ermittler ist durch naturwissenschaftliche und technische Fortschritte einfacher geworden, vor allem die DNA-Analyse bietet einst ungeahnte neue Möglichkeiten. Dazu kommt, dass die meisten Tötungsdelikte im Familienumfeld passieren, wo es keine große Schwierigkeit darstellt, den Täter zu finden. Die gehäuften Frauenmorde Anfang des Jahres 2019 sind dafür ein trauriges Beispiel: Zwischen 8. und 25. Jänner wurden in Wien und Niederösterreich sieben Frauen getötet, sie alle standen in einer Beziehung zum Täter – diese waren Ehemänner, Ex-Freunde oder Brüder. Alle Täter waren schnell ausgeforscht. Beziehungstaten sind „die Klassiker“, sagt Schneider. Expressive Morde werden sie genannt, und sie passieren meist in emotional aufgeladenen Situationen.

„Von langer Hand geplante Morde sind eher die Ausnahme“, erklärt der Chefinspektor. Es sind auch jene, die schwerer zu erkennen sind. Dass etwa beim Tod der pflegebedürftigen Oma nachgeholfen wurde, um schneller an das Erbe zu kommen. Instrumentelle Morde werden solche genannt, bei denen Menschen getötet werden, um ein Ziel zu erreichen, Geld etwa. Diese Morde sind nicht nur nach Schneiders Einschätzung, sondern auch in der offiziellen Statistik die Ausnahme. Instrumentelle Morde aber liegen vermutlich häufiger im Dunkelfeld – weil da nicht nur der Mord, sondern auch dessen Vertuschung geplant werden kann. Und auch deshalb, weil zwar bei der Ermittlung von Tätern Fortschritte gemacht wurden, sich Totenbesuche und Obduktionsraten aber massiv

verschlechtert haben. In Österreich noch viel mehr als in Deutschland (wenn auch nur deshalb, weil Österreich früher besser dastand).

„Ich wasche meine Hände in Unschuld“, ruft Elfriede Blauensteiner, als ihre Schuld längst schon erwiesen ist. Die „Schwarze Witwe“ wird sie genannt, im Gerichtssaal streckt sie ein goldenes Kruzifix Richtung Himmel. Ihre Opfer aber, die liegen unter der Erde. Sie müssen wieder ausgegraben werden, um Blauensteiners Taten nachzuweisen. Noch im Gerichtssaal verspricht Blauensteiner Geständnisse gegen Geld. Sie ist eine passionierte Spielerin, deshalb ist sie meistens pleite, dazu kommt ein Hass auf Männer, seit sich ihr erster Mann scheiden ließ. Wahrscheinlich fünf von ihnen beseitigt sie, dazu eine Frau. Geplant, gefinkelt und viele Jahre unerkannt.

Otto Reinl, gestorben 1986. „Ich habe ihn von seinen Leiden erlöst.“ Rudolf Blauensteiner, gestorben 1992. „Der Rudi hat seinen Tod verdient.“ Franziska Köberl, gestorben 1992. „Sie war krank und hatte Schmerzen.“ Erwin Niedermayer, Todesjahr unbekannt. „Er war ein Verbrecher.“ Friedrich Döcker, gestorben 1995. „Es ist um keinen Mann schade, wenn er stirbt.“ Alois Pichler, gestorben 1995. „Der Burli hat sich die Totenruhe verdient.“ Sechs Menschen sterben im unmittelbaren Umfeld Blauensteiners, aber niemand schöpft Verdacht. Sie war ja immer so nett.

Von einer „Unrechtsdimension, die für einen irdischen Gerichtshof eigentlich zu groß ist“, spricht der Senatspräsident Johann Rzeszut, der spätere Präsident des Obersten Gerichtshofs. Mittels Kontaktanzeigen, in denen sie sich als „treusorgende Kameradin und Krankenschwester“ für einen „ruhigen Lebensherbst“ anpreist, sucht sie nach ihren Opfern, die sie auf heimtückische Weise tötet. Alois Pichler verabreicht sie Euglucon und Anafranil, was ihn bewusstlos werden lässt. Bei offenem Fenster und mit kalten, nassen Handtüchern führt sie einen Erfrierungstod herbei; ruft aber noch den Notarzt. Pichler stirbt im Krankenhaus, ohne jeglichen Verdacht auf Fremdverschulden.

Ein Neffe Pichlers zeigt Blauensteiner wegen Mordverdachts an, er fühlt sich um sein Erbe geprellt. 1997 wird sie wegen des Mordes an Alois Pichler schuldig gesprochen; Heimtücke, Grausamkeit und Geldgier wertet das Gericht als erschwerende Faktoren. Das Urteil lautet auf lebenslänglich. Den Gerichtssaal nutzt sie für ihren letzten großen Auftritt. Sie kanzelt Journalisten ab – „Sie sind vorlaut“ –, macht Geständnisse und widerruft sie wieder. „Fühlen Sie sich als Mörderin?“, fragt ein Journalist, sie hält theatralisch inne, hält ihm ihr Kruzifix entgegen und ruft: „Nein!“ Ihr freundliches Lächeln wirkt plötzlich unheimlich.

Für die Morde an Franziska Köberl und Friedrich Döcker wird sie 2001 verurteilt, die weiteren verdächtigen Todesfälle können ihr nicht als Morde nachgewiesen werden. Blauensteiner stirbt 2003 in Haft an einem Gehirntumor, ihr Grab am Zentralfriedhof wird 2016 aufgelassen.

Morde, wie Blauensteiner sie verübte, solche mit Gift oder Medikamenten, spielen in der Mordstatistik „keine Rolle mehr“, erklärt Katharina Beclin, Kriminologin an der Universität Wien. Und sie hält es für eine „plausible Hypothese“, dass diese nun einfach übersehen werden.